

dtv

Das Haus von Konrad Lorenz in Altenberg glich einer Arche Noah. Es war bevölkert von allen möglichen Tieren, die mit großer Liebe an ihrem Herrn und Meister hingen. Allerdings waren diese Freundschaften mit Tieren einem geregelten Haushalt nicht immer zuträglich: Wildgänse, die im Schlafzimmer übernachteten und frühmorgens durch das offene Fenster ausflogen, Kakadus, die alle erreichbaren Knöpfe von der Wäsche abbissen. Singvögel, die wenig Rücksicht auf Möbel und Vorhänge nahmen, schafften manchen Ärger. Konrad Lorenz erzählt oft selbstironisch über seine Erlebnisse, berichtet dabei aber auch viel Wissenswertes über die differenzierten Lebensgewohnheiten und Verhaltensweisen der Tiere.

*Konrad Lorenz*, am 7. November 1903 in Wien geboren, studierte in seiner Heimatstadt Medizin und Biologie. 1949 gründete er das Institut für Vergleichende Verhaltensforschung in Altenberg (Österreich) und wurde 1951 an das Max-Planck-Institut berufen. Von 1961 bis 1973 war er Direktor am Max-Planck-Institut für Verhaltensphysiologie in Seewiesen bei Starnberg. Lorenz ist einer der Begründer der Vergleichenden Verhaltenskunde, der Ethologie. 1973 wurde ihm, zusammen mit Karl von Frisch und Nikolaas Tinbergen, der Nobelpreis für Medizin und Physiologie zuerkannt. Nach seiner Emeritierung 1973 schuf die Max-Planck-Gesellschaft für ihn die Forschungsstation in Grünau im Almtal (Oberösterreich), wo er im Rahmen des Instituts für Vergleichende Verhaltensforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften seine Forschungen fortsetzte. Konrad Lorenz starb am 27. Februar 1989.

Konrad Lorenz

Er redete mit dem Vieh,  
den Vögeln und den Fischen

Deutscher Taschenbuch Verlag

Dieses Buch erschien erstmals 1949  
im Verlag Dr. G. Borotha-Schoeler, Wien

Von Konrad Lorenz  
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:  
So kam der Mensch auf den Hund (20113)  
Das sogenannte Böse (33017)

Ungekürzte Ausgabe  
Januar 1964 (dtv 173)  
39. Auflage März 1997 (dtv 30053)  
43. Auflage Dezember 2004  
© 1983 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.  
Sämtliche, auch auszugsweise Verwertungen bleiben vorbehalten.  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlagbild: Celestino Piatti  
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 3-423-20225-4

## Inhalt

Über Fabrikationsfehler . . . . .	7
Vorwort . . . . .	11
Ärger mit Tieren . . . . .	14
Etwas, das keinen Schaden macht: das Aquarium . .	22
Zwei Raubtiere im Aquarium . . . . .	28
Fischblut. . . . .	32
Die zeitlosen Gesellen . . . . .	49
Salomos Ring. . . . .	89
Das Gänsekind Martina . . . . .	105
Schaff dir keinen Buchfinken an!. . . . .	121
Mitleid mit Tieren . . . . .	140
Moral und Waffen . . . . .	147
Treue ist doch kein leerer Wahn . . . . .	165
Lachen über Tiere . . . . .	178



## Über Fabrikationsfehler

### *Ein reumütiges Vorwort zur zweiten Auflage der Originalausgabe*

Wir, das heißt der Autor, der nie vorher ein Buch geschrieben hatte, die Verlegerin, die eigentlich Juristin und sekundär Buchdruckerin ist, die noch nie ein Buch verlegt hatte, und schließlich der Lektor, der es zwar faustdick hinter den Ohren hat, aber der einzige literarische »Professional« unter uns dreien ist, haben voriges Jahr an einem gemütlichen Abend, da man über gute und schlechte Tierbücher diskutierte, beschlossen, dieses Büchlein zu fabrizieren. Wir sind herzlich stolz auf unser Produkt, wollen uns aber nicht verhehlen, daß es einige Fehler hat.

Da ist zum Beispiel gleich der Titel: »Er redete mit dem Vieh, den Vögeln und den Fischen«! Er kann offenbar mißverstanden werden, denn einer meiner Leser schrieb mir, er habe das Buch, ein Weihnachtsgeschenk, beinahe wieder weggelegt, da er sich durchaus nicht darüber habe klar werden können, zu *welcher* Kategorie der Angeredeten er sich selbst rechnen solle.

Dann die Sache mit dem Titel des vierten Kapitels, »Drei Raubtiere im Aquarium«: Wer genau nachzählt, wird finden, daß es nur zwei sind, die Gelbrand- und die Libellenlarve. Den dritten Räuber, den Hecht, hat der Lektor gestrichen, weil er zu lang war (der Hecht, nicht der Lektor). Die Kapitelüberschrift hat er aber unverändert stehen lassen, so war denn ein Raubtier zu wenig. Ich habe schreckliche Folgen befürchtet. Zum Glück aber hat nur ein einziger Leser den kleinen Fehler bemerkt: ein wegen seiner Gründlichkeit weithin bekannter Gelehrter.

Auch ist da die schreckliche Geschichte mit den Gold-

hamstern, die man frei im Zimmer laufen lassen kann, weil sie – laut Buch – nicht nagen und nicht klettern. Mir schwante schon Schlimmes, als ich unmittelbar nach der Drucklegung unseres Büchleins ein Goldhamsternest *auf* einem hohen Maria-Theresien-Kasten und *in* einem Briefordner gefunden hatte. Ein dicker alter Hamstermann hatte das Papier als vorzügliches Nistmaterial erkannt, eine wundervolle Stemm-kamin-Technik ausgebildet, mit der er zwischen Kasten und Wand emporklettern konnte, hatte schließlich in das Briefbündel einen zentralen, kugelförmigen Hohlraum genagt und mit der so gewonnenen Papierwolle das Nest wohnlich eingerichtet. Von den in jenem Ordner mittezu liegenden Briefen war nur noch eine Art Rahmen vorhanden; nach außen zu wurden die runden Löcher kleiner – in einer Kurve, die sich nicht nur der darstellende Geometriker leicht rekonstruieren kann –, und nur die ersten und die letzten Briefe waren unversehrt. Zuschriften aus dem Kreise meiner lieben Leser, die, nach einigen mich ehrenden Äußerungen, den allgemeinen Wert des Buches betreffend, auf das Kapitel Goldhamster überleiten, lege ich grundsätzlich sofort weg: ich weiß, was nun kommt! Ich selbst habe die Goldhamster wieder in ihre Käfige verbannt, nicht wegen des Briefordners – etwas anderes haben sie bisher wirklich nicht gefressen –, sondern weil sie die Wüstenspringmaus gefährden würden, die seit einiger Zeit frei in meinem Zimmer haust. Leider hat beim letzten »Gründlichmachen« meine Frau im Nest besagten Nagetieres als schwer inkriminierende Corpora delicti rote und blaue Wolle vom Teppich gefunden (von dem großen Perserteppich mit den ursprünglich dunkelgrünen, inzwischen hell gelblichgrün gewordenen Tupfen: vgl. Seite 16). So wird entweder der Teppich oder die Maus aus meinem Zimmer müssen, ich bin mir noch nicht ganz klar, wer von beiden.

Schließlich habe ich mich gerade in den letzten Tagen

über Aquarien so geärgert, daß mir der Titel des zweiten Kapitels ›Etwas, das keinen Schaden macht: das Aquarium‹ geradezu aufreizend vorkommt. Neulich ist nämlich an einem Hundertliterbecken heimlich und nächtlicherweile eine Scheibe gesprungen, so daß das Zimmer überschwemmt wurde, und vorgestern um fünf Uhr früh haben meine drei Durchlüftungspumpen gleichzeitig ihre Tätigkeit eingestellt. Bis wenigstens eine wieder hergestellt war, habe ich sieben Stunden mit den Pumpen und um die Wette mit dem Erstickten einer zahlreichen Brut halbwüchsiger Cichliden (*Etroplus maculatus*) gekämpft. Es stehen zwar genug ausdrückliche Warnungen in meinem Buch, daß man nicht zu viele Fische in ein Becken pferchen soll, keinesfalls aber mehr als dem biologischen Gleichgewicht des Aquariums entspricht. In jenem Behälter waren leider halt rund dreihundert kleine *Etropluserln* von zwei bis drei Zentimeter Länge, während höchstens ihrer dreißig hinein gehören. So bot die Arbeit des Pumpenreparierens einige Parallelen zu der eines Chirurgen, der mit einem stark blutenden, aber unfindbaren Gefäß kämpft. Aber morgen, ich schwöre es, werden die überzähligen zweihundertsiebzig Fischkinder in verschiedene Wiener Zierfischhandlungen abgeschoben.

Nach all diesen Erfahrungen bin ich über die Kapitelüberschriften so erbost, daß ich mir zwei Buchfinken angeschafft habe, weil das neunte Kapitel heißt ›Schaff dir keinen Buchfinken an‹. Es sind zwei süße kleine Kinder, die meine Mitarbeiterin, Dr. Ilse Prechtl-Gilles, aufgezogen hat, um experimentell über die Bettel-Reaktionen junger Singvögel zu arbeiten. Vorläufig sind die Vögelchen reizend zahm und sehr nett. Dies zum Trost für diejenigen Vogel-Liebhaber unter meinen Lesern, die mir vorwurfsvolle Briefe zur Verteidigung des Buchfinken geschrieben haben!

Trotzdem ist natürlich eigentlich doch alles wahr, was

in dem Buch steht – relativ genommen. Also lassen wir es genau so stehen, wie es in der ersten Auflage zu lesen ist\* – justament! Freilich heute könnte man manche dieser Sätze nicht mehr schreiben – die Hecken sind gerodet, die Felder vergiftet, unser Vogelbestand ist gefährdet. Darum sollte heute zum Beispiel niemand mehr einen Jungvogel aus dem Nest nehmen.

\* Ausgenommen die Raubtierzählung (Anm. d. Lektors)

## Vorwort

Was ich im Zorn vollbracht,  
wuchs voll Pracht  
über Nacht – und ward verregnet.

Was ich aus Lieb' gesät,  
keimte stet,  
reifte spät– und ist gesegnet!

Peter Rosegger

Um Tiergeschichten schreiben zu können, muß man von einem warmen und echten Gefühl für die lebende Kreatur ergriffen sein. Man darf mir zugestehen, daß ich das bin; aber: Die schönen Verse Peter Roseggers sind mir nicht deshalb eingefallen, weil dieses Buch fürs erste meiner Liebe zum lebenden *Tier* entsprungen ist, sondern meinem Zorn über *Bücher*, die vom Tiere handeln. Denn ich muß gestehen: Wenn ich je in meinem Leben irgend etwas im Zorn vollbracht habe, dann war es die Niederschrift dieser Tiergeschichten.

Zorn worüber? Über die vielen, unglaublich schlechten, verlogenen Tiergeschichten, die heute in allen Buchhandlungen angeboten werden; Zorn über die vielen Schreiberlinge, die vorgeben, vom Tier zu erzählen, es aber gar nicht kennen. Wer eine Biene den Rachen aufreißen und schreien, wer Hechte im Kampf einander an der Gurgel packen läßt – der beweist, daß er nicht einmal eine blasse Vorstellung vom Aussehen jenes Tieres hat, das er aus eigener Anschauung und Liebe zu beschreiben vorgibt. Wenn einige Auskünfte der zuständigen Züchterverbände genühten, um ein Tierbuch abzufassen, wären Leute wie etwa der ältere Heck, Bengt Berg, Paul Eipper, Ernest Seton Thompson oder Wäscha Kwonnesein Narren, da sie ein ganzes Leben an die Erforschung der Tiere

gewandt haben. Es ist nicht abzusehen, wieviel Irrtum von solch verantwortungslos geschriebenen Tiergeschichten unter die Leser, vor allem unter die lebhaft teilnehmende Jugend, getragen wurde.

Man wende nicht ein, Fälschungen seien legitime Freiheiten der künstlerischen Darstellung. Gewiß, Dichtern ist es erlaubt, wie jeden anderen Gegenstand, so auch das Tier nach den Notwendigkeiten dichterischer Verfahrensweise zu »stilisieren«: Rudyard Kiplings Wölfe und Panther, sein unvergleichlicher Mungo Rikkittikkitavi sprechen wie Menschen, Waldemar Bonsels Biene Maja vermag sogar förmlich und höflich zu sein wie sie.

Solche Stilisierungen sind nur dem erlaubt, der das Tier wirklich kennt. Auch der bildende Künstler ist nicht dazu verhalten, das Objekt seiner Darstellung mit wissenschaftlicher Genauigkeit wiederzugeben. Aber dreimal wehe ihm, wenn er dies *nicht kann* und die Stilisierung nur zum Deckmantel dieses Unvermögens benutzt.

Ich bin Naturwissenschaftler, nicht Künstler. Ich werde mir daher durchaus keine Freiheiten und »Stilisierungen« gestatten. Übrigens glaube ich, daß es dieser Freiheiten gar nicht bedarf, daß es vielmehr genügt, sich wie bei streng wissenschaftlichen Arbeiten so auch hier bloß an die Tatsachen zu halten, will man dem Leser aufschließen, wie schön das Tier ist. Denn die Wahrheiten der organischen Natur sind von liebenswürdiger und ehrfurchtgebietender Schönheit, und sie werden immer schöner, je tiefer man in ihre Einzelheiten und Besonderheiten eindringt. Es ist unsinnig zu meinen, die Sachlichkeit der Forschung, das Wissen, die Kenntnis der natürlichen Zusammenhänge schmälerten die Freude am Wunderbaren der Natur. Im Gegenteil: Der Mensch wird um so tiefer und nachhaltiger von der lebendigen Wirklichkeit der Natur bewegt werden, je mehr er über sie weiß. Es gibt keinen guten und erfolgreichen Biologen, der nicht aus inniger Freude an den Schönheiten der lebendi-

gen Kreatur zu seinem Lebensberufe gelangt wäre und dem das Wissen, das ihm aus diesem Berufe zuwuchs, nicht auch wieder die Freude an Natur und Arbeit vertieft hätte. Und mehr noch als für alle anderen Zweige der Lebenskunde gilt dies für das Forschungsgebiet, dem ich selbst meine Lebensarbeit gewidmet habe, nämlich die Erforschung des *Verhaltens* der Tiere. Diese verlangt eine so unmittelbare Vertrautheit mit dem lebenden Tier, aber auch eine so unmenschliche Geduld des Beobachters, daß das theoretische Interesse am Tier allein nicht hinreichte, die Ausdauer zu unterhalten, wäre die Liebe nicht, die gerade im Verhalten von Mensch und Tier das Verwandte, das sie fühlte, nun auch zu sehen vermag.

So darf ich hoffen, daß mir dieses Buch zuletzt doch nicht verregnet wird; wenn ich es auch eingeständenermaßen im Zorne vollbracht habe, so entstammte doch dieser Zorn selbst jener Liebe!

Altenberg, im Sommer 1949

Konrad Lorenz

## Ärger mit Tieren

Warum ich zuerst von den Schattenseiten des Zusammenlebens mit Tieren erzähle? Weil das Maß der Bereitschaft, diese Schattenseiten zu ertragen, Opfer zu bringen, auch ein Maß der Tierliebe ist. Unsterbliche Dankbarkeit meinen geduldigen Eltern, die nur den Kopf schüttelten oder nachgiebig seufzten, wenn ich als Schüler oder junger Student schon wieder einen neuen und voraussichtlich schadenstiftenden künftigen Hausgenossen heimbrachte. Und was hat meine Frau im Laufe der Jahre er- und geduldet! Denn wer dürfte wohl seiner Gattin zumuten, daß eine zahme Ratte in der Wohnung frei herumläuft, aus den Bettüchern nette kleine Scheibchen nagt, um damit ihr Nest zu tapezieren? Oder, daß ein Kakadu von der Wäsche, die zum Trocknen im Garten hängt, sämtliche Knöpfe abbeißt? Oder, daß eine zahme Wildgans im Schlafzimmer nächtigt, welches sie morgens durch das Fenster fliegend verläßt? (Wildgänse sind *nicht* zimmerrein!) Oder: Was würde eine andere Frau sagen, wenn sich herausstellt, daß die hübschen blauen Tupfen, mit denen Singvögel nach dem Genuß von Holunderbeeren sämtliche Möbel und Vorhänge verziert haben, absolut *nicht* »herausgehen«? Was würde sie sagen, wenn ... und so weiter über zwanzig Seiten!

Man wird mich fragen: Ist denn das alles unbedingt notwendig? Und meine Antwort wird ein lautes und deutliches Ja sein. Gewiß kann man Tiere auch in durchaus salonfähigen Käfigen halten, *kennenlernen* jedoch kann man höhere und geistig regsamere Tiere nur dann, wenn sie sich frei bewegen dürfen. Wie arm, ja innerlich verstümmelt, ist so ein käfiggewohnter Halbaffe, Affe oder größerer Papagei, und wie unglaublich regsam, unterhaltend und interessant ist dasselbe Tier in völliger

Freiheit! Auf Schaden und Ärger muß man sich allerdings dann auch gefaßt machen. Höhere Tiere in unbeschränkter Freiheit zu halten war schon aus rein methodisch-wissenschaftlichen Gründen seit jeher meine Spezialität, wie denn auch ein sehr erheblicher Teil meiner Forschungen an freilebenden, zahmen Tieren durchgeführt wurde. Das Käfiggitter hat in Altenberg eine umgekehrte Rolle gespielt als sonst: Es hatte zu verhindern, daß die Tiere ins Haus oder in den Vorgarten kamen. Auch war es ihnen strengstens »verboten«, sich innerhalb des Drahtgitters aufzuhalten, das die schönen Blumenbeete umgab. Aber wie für kleine Kinder hat auch für solche klugen Tiere alles Verbotene eine magische Anziehungskraft. Außerdem verlangten die reizend anhänglichen Wildgänse menschliche Gesellschaft. So kam es denn immer wieder vor, daß, ehe man sich's versah, zwanzig oder dreißig Wildgänse auf den Blumenbeeten weideten oder, noch schlimmer, mit lautem Begrüßungsgeschnatter in die Veranda einfielen. Nun ist es ungemein schwer, einen Vogel, der fliegen kann, aber den Menschen nicht fürchtet, von einem bestimmten Orte fernzuhalten. Da helfen das wildeste Geschrei, die heftigsten Bewegungen der Arme nicht. Als einziges noch wirksames Schreckmittel jedoch blieb ein riesiger, knallroter Garten-Sonnenschirm. Gleich einem Ritter mit eingelegter Lanze sprengte meine Frau, den gefalteten Sonnenschirm unterm Arm, auf die Wildgänse zu, wenn sie wieder einmal die eben gesetzten Blumen abzuweiden begannen, stieß einen kriegerischen Schrei aus und öffnete mit einem Ruck den Schirm. Das war selbst unseren Gänsen zuviel, und sie erhoben sich rauschend in die Lüfte. Leider machte mein Vater alle gänseerzieherischen Maßnahmen meiner Gattin weitgehend zunichte. Der alte Herr liebte die Graugänse sehr, besonders wegen des ritterlich-mutigen Verhaltens der Gänseriche; so ließ er es sich nicht nehmen, die Gänse täglich zur Jause in die Veranda einzuladen. Da er zu

jener Zeit schon ziemlich schlecht sah, merkte er von den *materiellen* Folgen eines solchen Gänsebesuches nur dann etwas, wenn er unmittelbar hineintrat. Als ich eines Tages zur Vesperzeit in den Garten ging, fand ich zu meinem Erstaunen fast gar keine Gänse. Schlimmes ahnend, lief ich nach dem Arbeitszimmer meines Vaters, und siehe da: Auf dem wundervollen Perserteppich standen vierundzwanzig Gänse um meinen alten Herrn versammelt, der an seinem Schreibtisch Tee trank, ruhig in der Zeitung las und ein Stück Brot nach dem andern den Gänsen hinhielt. Diese waren in dem ihnen fremden Raum etwas nervös, was sich unangenehmerweise merkbar auf ihre Darmtätigkeit auswirkte. Denn wie auch andere Tiere, die viel Pflanzenfasern verdauen müssen, haben die Gänse einen sehr ausgebildeten Blinddarm, in welchem die Zellulose von Zellstoff spaltenden Bakterien für den Körper verwendbar gemacht wird. In der Regel kommt auf etwa sechs bis acht normale Ausleerungen des Darms eine des Blinddarminhalts, der einen eigenartig strengen Geruch und eine dunkelgrüne, sehr kräftige Farbe hat. Ist nun eine Wildgans ängstlich und nervös, folgt ein Blinddarmklacks auf den anderen. Seit diesem Gänsebesuch sind mehr als elf Jahre vergangen; die dunkelgrünen Tupfen auf dem Teppich sind inzwischen hell gelblichgrün geworden.

So lebten denn die Tiere zwar in völliger Freiheit, aber doch unserem Hause vertraut. Sie haben immer nur *zu* uns, nie *von* uns gewollt. Ruft man anderswo: »Der Vogel ist aus seinem Käfig entkommen, macht rasch die Fenster zu«, heißt es bei uns: »Um Gottes willen, schließt die Fenster, der Kakadu (Rabe, Mongozmaki, Kapuzineraffe) will *herein!*« Die schönste Anwendung der »verkehrten Gitterwirkung« hat meine Gattin gefunden, als unser ältestes Kind noch sehr klein war. Wir hielten damals gerade einige große und wehrhafte Tiere, Kolkrahen, zwei große Gelbhaubenkakadus, zwei Mongozma-

kis und einen Kapuzineraffen, die man, besonders die Raben, nicht gut mit dem Kinde allein lassen konnte. So baute denn meine Frau kurzerhand im Garten einen großen Käfig und stellte – die Gehschule hinein!

Die Fähigkeit und Neigung, Schaden zu stiften, steht bei höheren Tieren leider in geradem Verhältnis zu ihrer geistigen Höhe. Daher kann man vor allem die Affen nicht dauernd unbeaufsichtigt frei laufen lassen. Bei Halbaffen jedoch, vor allem bei dem reizenden Mongozmaki, der uns so viele Jahre ein lieber und erheiternder Hausgenosse war, ist dies möglich, da sie noch kein sachlich forschendes Interesse an häuslichen Einrichtungsgegenständen haben. Echte Affen hingegen, und zwar schon die stammesgeschichtlich tieferstehenden Neuweltaffen (*Platyrrhinae*), interessieren sich brennend für jeden ihnen neuen Gegenstand und »experimentieren« mit ihm. So interessant das nun vom tierpsychologischen Standpunkt sein mag, für den Haushalt ist dies auf die Dauer finanziell nicht tragbar. Hierfür nur ein Beispiel.

Als junger Student hatte ich in der Wiener Stadtwohnung meiner Eltern einen prächtigen, großen gehaubten Kapuziner (*Cebus Fatuellus*), ein Weibchen namens Gloria. Sie bewohnte einen sehr geräumigen Käfig in meinem Schlaf- und Studierzimmer. War ich zu Hause und konnte sie beaufsichtigen, durfte sie im Zimmer frei herumlaufen; mußte ich fortgehen, sperrte ich sie in den Käfig, in dem sie sich ungemein langweilte und alles daransetzte, möglichst schnell frei zu kommen. Als ich eines Abends nach längerer Abwesenheit heimkehrte und den Knopf am Lichtschalter drehte, blieb alles dunkel wie zuvor; doch Glorias kichernder Gesang, der nicht aus dem Käfig, sondern von der Vorhangstange herab ertönte, ließ keinen Zweifel über Ursache und Urheberchaft der Stromstörung zu. Als ich mit einer brennenden Kerze wiederkam, bot sich meinen staunenden Augen folgender Tatbestand: Gloria hatte die schwere bronzene Nacht-

tischlampe von ihrem Standort herab und quer durch das Zimmer geschafft (dabei den Stecker unglücklicherweise nicht aus der Wand gezogen), auf das oberste Aquarium, ein Seewasserbecken, hinaufgewuchtet und wie mit einem Rammbock die dicke Deckscheibe eingeschlagen, so daß die Lampe in der Flut versank. Daher also der Kurzschluß! Hierauf, oder auch schon vorher, hatte Gloria das überaus schwer zu öffnende Schloß meines Bücherschranks aufgesperrt, bei der Kleinheit des Schlüssels eine erstaunliche Leistung, hatte von Strümpels ›Lehrbuch der inneren Medizin‹ Band 2 und 4 herausgenommen, auf den Aquarienständer getragen, dort in winzige Fetzen zerrissen und diese restlos in das Becken gefüllt. Am Boden lagen nur die leeren Einbände, jedoch keine Papierschnitzel. Im Becken saßen traurige Seeanemonen, die Tentakel voller Papier...

Das Interessante an diesem Vorfall war die strenge Sachbezogenheit dieses »Experimentierspieles«: Der Affe muß sich also erhebliche Zeit mit der einen Aufgabe beschäftigt haben; schon rein körperlich war die geleistete Arbeit für ein so kleines Tier anerkennenswert. Nur etwas teuer!

Was steht diesem nicht enden wollenden und auch sehr kostspieligen Ärger mit freilebenden tierischen Hausgenossen an Positivem gegenüber?

Nicht zu reden von den methodischen Gründen, die es für gewisse tierpsychologische Untersuchungen notwendig machen, ein seelisch gesundes, von den schädlichen Einwirkungen der Gefangenschaft unbeeinflußtes Versuchstier zu haben, gewährt das freilebende Tier, das fort *könnte* und doch dableibt, und zwar aus Anhänglichkeit zu mir dableibt, einen unnennbaren Reiz. Wenn ich auf einem Spaziergang in den Donauauen den sonoren Ruf des Raben höre und auf meinen antwortenden Ruf der große Vogel hoch droben am Himmel die Flügel einzieht, in sausendem Falle herniederstürzt, mit kurzem Auf-

brausen abbremst und in schwereloser Zartheit auf meiner Schulter landet, so wiegt dies sämtliche zerrissenen Bücher und sämtliche leergefressenen Enteneier auf, die der Rabe auf dem Gewissen hat. Der Zauber des Erlebnisses schwindet auch dann nicht, wenn es alltäglich und der Wotansvogel mir zu einem ebenso selbstverständlichen Hausgenossen geworden ist wie jemandem anderen Hund oder Katze. Denn das Tier, einmal vertraut geworden, gibt ja nicht nur das, was es im jeweiligen Augenblick seines Daseins gewährt, sondern auch das, woran es mich erinnert. So ging ich einmal an einem trüben Vorfrühlingstage zur Donau hinunter. Das noch winterlich schmale und dunkle Band des Stromes kommen Schellenten, Zwerg-, Mittel- und Gänsesäger, hie und da eine Schar Saat- oder Bläßgänse entlanggezogen, und unter ihnen, als müßte das so sein, eine Schar Graugänse. Ich sehe, daß der Gans, die als zweite im linken Gliede der dreieckigen Phalanx fliegt, eine Handschwinge fehlt. Und bei diesem Anblick ist mir mit einem Male alles gegenwärtig, was ich über diese eine Gans und diese eine abgebrochene Schwungfeder weiß, was geschehen war, daß sie brach. Denn selbstverständlich sind es *meine* Graugänse, die da hinziehen, andere gibt es auf der Donau auch zur Zugzeit nicht.

Die zweite Gans also im linken Flügel des Dreiecks ist der Gänserich Martin. Er hat sich zuzeiten mit meiner zahmen Zimmergans Martina verlobt und ist daher nach ihr getauft worden (vorher war er bloß eine Nummer, weil nur die von mir selbst aufgezogenen Gänse Namen erhielten). Bei Graugänsen begleitet nun der junge Verlobte seine Braut buchstäblich auf Schritt und Tritt. Da aber Martina sich völlig frei und furchtlos in allen Räumen unseres Hauses bewegte, ohne nach den Bedenken des im Freien aufgewachsenen Bräutigams zu fragen, war dieser genötigt, sich in die ihm unbekanntenen Räume zu wagen. Wenn man weiß, welche Hemmungen die Grau-

gans als Vogel freier Flächen hat, sich auch nur zwischen Gebüsche und unter Bäume zu wagen, so dünkt uns Martin ein kleiner Held, wie er seiner Angebeteten mit hochgerektem Halse durch das Haustor in die Halle und dann noch die Treppe hinauf bis ins Schlafzimmer folgt. Ich sehe ihn noch mitten im Zimmer stehen, steil aufgerichtet, das Gefieder übermäßig glatt angepreßt, den Schnabel offen, zitternd vor innerer Spannung und doch laut zischend den großen Unbekannten zum Kampfe herausfordernd. Da fällt plötzlich hinter ihm krachend die Tür zu. Jetzt noch standhaft zu bleiben war selbst einem Gänsehelden nicht zuzumuten. Er flog auf und kerzengerade in den Glaslüster. Der büßte mehrere Anhängsel ein. Ritter Martin aber eine Handschwinge.

Das also weiß ich über die fehlende Handschwinge der Gans, die als zweite im linken Gliede fliegt, aber ich weiß noch mehr, Tröstlicheres. Ich weiß zum Beispiel: Wenn ich jetzt von meinem Gange nach Hause komme, werden die Gänse auf der Treppe vor der Veranda stehen und mich mit lang vorgestreckten Hälsen begrüßen, was bei Gänsen dasselbe bedeutet wie beim Hund das Schwanzwedeln.

Und während ich noch den Gänsen nachblicke, die, niedrig über dem Wasser fliegend, in der nächsten Krümmung des Stromes verschwinden, packt mich plötzlich jene Verwunderung über das Vertraute, die der Geburtsakt der Philosophie ist. Ich staune zutiefst, daß es möglich war, mit einem freilebenden Vogel in so vertrauten Verkehr zu treten, und ich empfinde diese Tatsache als etwas seltsam Beglückendes, so, als sei durch sie ein kleiner Teil der Vertreibung aus dem Paradiese rückgängig gemacht worden.

Die Raben sind dahin, die Graugänse aus dem beschossenen Königsberg, wo ich zuletzt an der Universität las, abgewandert, wer weiß, wohin. Von allen meinen frei fliegenden Vögeln sind nur noch die Dohlen vorhanden.